



DAS DREIGESTIRN

BAUER, MÜLLER, BÄCKER

Im Dreigestirn Bauer, Müller, Bäcker steht der Bauer im Zentrum. Sein Beruf ist der älteste – es gibt ihn seit der Erfindung der Landwirtschaft. „Bis tief ins 19. Jahrhundert war der Bauer überall Selbstversorger und Selbstverbraucher, der noch den Urtyp des sesshaften Menschen widerspiegelt“, schreibt Sigfried Giedion in „Die Herrschaft der Mechanisierung“. Als Produzent war und ist der Bauer autark, über Jahrtausende hat er sein Getreide selbst gemahlen, sein eigenes Brot gebacken. Müller und Bäcker sind vom Landmann abhängig – das Korn bildet die Grundlage ihrer Arbeit.



Das gemähte Getreide wurde zu „Mandln“ gebunden wie hier im niederösterreichischen Münichsthal in den 1930er-Jahren.

PROTAGONIST

BAUER

Der Bauer ist autark, aber nicht unabhängig. Seine Grenzen setzt die Natur. Zum Gedeihen seiner Produkte braucht er Wärme, Wasser, Erde. Die Beschaffenheit des Bodens bestimmt, welche Getreidesorten er kultivieren kann: den genügsamen Roggen, den bescheidenen Hafer oder den anspruchsvollen Weizen. Zuviel Wärme oder Wasser ruinieren die Ernten ebenso wie zu wenig Sonne oder Regen. Unwetter, Hagelschlag, Dürre – der Bauer war und ist den Launen der Natur ausgeliefert. Er kennt sie, kann ihre Zeichen deuten – zahlreiche Wetterregeln zeugen davon –, aber letztlich ist der Mensch machtlos. Und hat sich daher zu allen Zeiten und in allen Kulturen an überirdische Wesen gewandt, die er durch Anrufung oder Opfertgaben gütig stimmen wollte, damit sie seine Lebensgrundlage vor Zerstörung schützten. Die Aufklärer versuchten, diesen Aberglauben zu verbieten, aber ihre Ideen drangen nicht in die abgelegenen bäuerlichen Welten vor, wo man genau wusste, welches Ritual einzusetzen war, um Wind, Wasser und Feuer zu besänftigen und Krankheiten zu vermeiden. Sehr oft opferten die Menschen das, was ihnen am wertvollsten war, weil es ihre Überlebensgrundlage darstellte: Mehl oder Brot.



Dreschen mit Dampfkraft 1919: „Locomobile“ trieben die Dreschmaschinen an, aber nur wenige Bauern konnten sich diesen Fortschritt leisten.

DIES BROT KANN MAN JA DIREKT SEINER MAJESTÄT EMPFEHLEN!

Oskar Maria Graf, „Das Leben meiner Mutter“

Eines Tages stieg dicker Rauch aus dem stolz emporragenden Kamin, der Maxl arbeitete mit aufgeweckter, beflissener Eile in der funkelnagelneuen Backstube, und bald darauf roch es in weitem Umkreis nach frischgebackenem Brot. Die Nachbarn schnupperten erstaunt in die Luft. Am frühen Vormittag kam der Maxl mit erfrischem Gesicht aus dem Haus und trug einen vollen Korb. Glänzende Wecken und knusperige Semmeln lagen darin. Hinter den Fensterscheiben standen die Dörfler und schauten ihm ungut nach. Er ging die ziemlich steil abfallende Dorfstraße, welche zum See-Ufer führte, hinunter. „Was? ... Möcht' der freche Kerl vielleicht gar unserm König sein lumpiges Brot verkaufen?“ murrten die missgünstigen Berger, doch sie irrten. Der erst siebenundzwanzigjährige Monarch (König Ludwig II. von Bayern, Anm. d. V.) hatte äußerst schlechte Zähne und pflegte nur weiches Weißbrot zu verzehren, das der reitende Bote jeden zweiten Tag aus München brachte. Der Maxl ging in die seit zirka einem Jahr eröffnete „Schlosswirtschaft“ vom Karl Wiesmaier, wo das niedere Hofgesinde verkehrte. Den noblen Wirt kannte er seit einiger Zeit. Er schien ihm gewogen zu sein. Es ließ sich gut an, denn die Hofleute saßen eben beim zweiten Frühstück in der holzgetäfelten Gaststube. Jeder schaute gutwillig auf den eintretenden Bäcker, jeder nahm etliche Semmeln aus dem dargereichten Korb, und der Wiesmaier füllte die Broteller auf den Tischen.

„Das ist ja ausgezeichnet! Prachtvoll! Und wie schön rösch! Und doch weich! Großartig!“ rief der Leibdiener, eine Semmel verzehrend, und wandte sich herablassend an den Maxl: „Der Starnberger Bäcker bringt so was nicht fertig. Drum hat er auch kein Glück gehabt, aber dies Brot kann man ja direkt Seiner Majestät empfehlen! Prosit Herr Bäckermeister! Auf gut Glück!“

Wie es aussah, wenn ein Hagelschlag die Arbeit eines ganzen Jahres vernichtete, beschreibt Peter Rosegger in „Erdsegen“: „Auf allen vier Feldern steht kein Halm. Alles tief in den Erdboden geschlagen und zugedeckt mit Eis. Die Deckeln, die wir am Vorabend noch mit solchem Hochgefühl gebaut hatten, liegen da wie gekochte Strohhäuflein.“ Die Getreideernte, die dem Unwetter zum Opfer fiel, hatte der Bauer schon im Frühjahr für einen geringen Betrag an den Kornhändler verkauft; das restliche Geld sollte er nach der Ernte bekommen. Die war nun vernichtet, den Schaden hatte der Bauer.

Lokale Unwetter wie dieses bedrohten „nur“ die Existenz der betroffenen Bauern, unter Missernten größeren Stils hatten alle zu leiden: Klerus, Adel und die Städter, denn sie alle lebten von dem, was die Landmänner erzeugten. Nun möchte man meinen, dass die Bauern

als Ernährer einen besonderen Status innehatten und von allen geachtet wurden. In der Antike war das der Fall. Im Mittelalter aber wandte sich das Blatt. Bis zur Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert bezeichnete der Begriff „Bauer“ jeden, der seinen Boden bearbeitete. Gab es kriegerische Auseinandersetzungen mussten die freien Bauern zu den Waffen greifen. Erst als die Adligen Berufskrieger in ihre Dienste nahmen, entstand parallel zum Ritterstand der Bauernstand. Die Ritter, Parvenus und bestrebt, sich nach unten abzugrenzen, zollten den Bauern nicht den geringsten Respekt und achteten weder deren Leben noch deren Hab und Gut. Viele Bauern, die sich bedroht fühlten, suchten Schutz und begaben sich in die Abhängigkeit der Kirche oder des Adels. Die Bauern bildeten den weitaus größten Teil der Bevölkerung, innerhalb der Ständegesellschaft rangierten sie unter dem Klerus und dem Adel. Ihre Rechtssituation richtete sich danach, ob sie freie oder hörige Bauern oder Leibeigene waren. Nur die wenigen freien Bauern waren Eigentümer ihres Landes, konnten heiraten und unterstanden keinem Grundherrn. Alle anderen mussten Abgaben und Frondienste leisten, je ausschweifender der Adel lebte, desto mehr beutete er die Bauern aus. Die litten zudem darunter, dass die hohen Herren mit großem Gefolge auf die Jagd gingen und dabei regelmäßig die Felder verwüsteten. Die Bauern konnten sich nicht wehren, sie hatten keine Rechte, durften keine Waffen tragen, hatten keine Interessenvertretung. Wenn sie aufbegehren wie in den Bauernaufständen im 17. Jahrhundert, bekamen sie die geballte Macht der Autoritäten zu spüren.

Die Situation verbesserte sich erst im 19. Jahrhundert. Die Leibeigenschaft wurde abgeschafft und die Herrscherhäuser, die Habsburger wie die Wittelsbacher, wandten ihr Augenmerk der Landwirtschaft und deren Förderung zu. So sorgte zum Beispiel Erzherzog Johann dafür, dass ein 1809 in der Steiermark entwickelter Pflug in der gesamten Donaumonarchie Verbreitung fand. So innovativ dieser Fernitzer Pflug war, sein Betrieb erforderte noch immer den Einsatz der Arbeitskraft von Mensch und Tier.

Die Mechanisierung der Landwirtschaft, die Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Produktion des mechanischen Mähers begann, erreichte die Alpenregion erst sehr spät. In abgelegenen Gebieten arbeiteten die Menschen bis in die 1960er-, 1970er-Jahre hinein wie im Mittelalter und mit einfachsten technischen Mitteln: Pflug, Egge, Sense, Dreschflegel.

Im 19. Jahrhundert änderte sich auch das Bild, das Literatur und bildende Kunst vom Bauern zeichneten. Wenn sie bis dato überhaupt Gegenstand künstlerischer Betrachtung gewesen waren, so waren die Angehörigen des Bauernstands immer als dumm und triebgesteuert dargestellt worden. Nun fanden Literaten wie Peter Rosegger und Maler wie Wilhelm Leibl ihre Sujets auf dem Lande. Während die Industrialisierung die Städte überrollte, viele Bauern ihre Scholle verließen und in den Metropolen Arbeit suchten, entdeckten die Künstler die Schlichtheit und die Tugenden des Landlebens und revidierten das Bild vom ungehobelten, dummen Bauern, das seit dem Mittelalter bestand.

IN DER DUNKLEN FRÜHE SANGEN DIE SENSEN

Oskar Maria Graf, „Das Leben meiner Mutter“

Der Sommer stieg herauf und reifte eine pralle Ernte. Jeden Tag hieß es: mähen, mähen, mähen! In der dunklen Frühe sangen die Sensen der Aufhauser immer zuerst in den Roggen- und Weizenfeldern. Rauschend sanken die gemähten Büschel zur Erde, sanken und sanken. Langsam wurde es rot über dem fernen Hügelkamm hinter Bachhausen und Farchach. Die Lerchen stiegen trillernd ins Hohe. Die Vögel fingen zu singen an. Der leichte Dunst über den Äckern verwich, und es wurde unbestimmt hell. Schließlich strahlte die aufgehende Sonne schief über die tauglitzernden, wogenden gelben Flächen.

Die Zwillinge kamen den Hang herab und brachten Milch und Brot. Erst nachdem sie den Ackerrain erreicht hatten, schrie der Jani-Hans „Brotzeit!“ und alle hielten ein. Jeder schob die blinkende Klinge seiner Sense unter ein eben gemähtes Getreidebüschel, wischte sich veratmend mit der Hand den triefenden Schweiß vom Gesicht und ging hinter dem Baumeister drein.



Buchweizenernte im Waldviertel – wie seine Vorfahren schneidet der Bauer das